

# Arztdienst in der Kriegszeit

## Eine eigene Arztpraxis

Im Sommer 1942, als sich die Kriegslage etwas stabilisiert hatte und nicht mehr viele Monate Militärdienst wahrscheinlich waren, entschloss ich mich, meine Praxis zu eröffnen. Auch mein Vater bat mich zu kommen, da er überlastet war. Es waren damals auf 7000 Einwohner nur vier Ärzte zur Verfügung: mein Vater, siebzigjährig, Dr. Schollenberger, Dr. von Schulthess, Kinderarzt, und Frau Dr. Joss. Zum Praxisgebiet gehörten auch noch Erlenbach mit den zwei älteren Ärzten Dr. Heussi und Dr. Schnyder sowie Zumikon, Forch, Limberg ohne Ärzte. Heute zählen wir für 12000 Einwohner 13 Ärzte, dabei sind Erlenbach und Zumikon auch noch mit Ärzten versorgt. So musste ich für bis zu 50 Patienten pro Tag sorgen. Ich erinnere mich noch an einen besonders schlimmen Tag, an dem ich nach der Sprechstunde, d. h. nach 17 Uhr, noch 15 Hausbesuche machen musste. Ich hatte damals den Übernamen «Mitternachtsdoktor». Auch unsere Wohnverhältnisse waren sehr eng (Alte Landstrasse 121). Das Wartezimmer war im Korridor bei der Haustür, eine Treppe führte zum Parterre, wo ein Sprechzimmer und ein Behandlungszimmer vorhanden waren. Im Gang war unser Esszimmer. Das Labor und die Dunkelkammer zum Entwickeln der Röntgenfilme waren in der Waschküche. Zum Glück hatte ich neben meiner Ausbildung als Internist auch eine Ausbildung in Chirurgie und konnte so Unfälle und Wundversorgungen behandeln, inkl. Gipsen. Auch Ohren-, Nasenkrankheiten und Geburten gehörten dazu. Ich hatte diese Fächer auch als Assistent gelernt. Ich hatte ein extra «Hebammen-Köfferli». Spritzen waren ein rarer Artikel, und sie mussten immer wieder sterilisiert werden, nicht wie heute die Wegwerf-Spritzen.

Für Besuche wurden uns Ärzten dreissig Liter Benzin pro Monat zugeteilt, so musste man einen Teil der Besuche mit dem Velo machen. Hausbesuche mussten vor 8 Uhr morgens angemeldet werden, ausser in schweren Notfällen. Es existierte schon eine Apotheke, aber für die Patienten war es einfacher, die Medikamente gleich bei der Konsultation mitnehmen zu können. Aber Fläschchen mussten wieder zurückgebracht werden. So musste ich auch noch eine Apotheke führen, die übrigens immer wieder vom Kantons-Apotheker kontrolliert wurde.

## Tuberkulose und Kinderlähmung

Wie war damals der Gesundheitszustand der Bevölkerung? Durch die knappe Ernährung ohne eigentlichen Hungerzustand recht gut. Für Gallenleiden sogar besser wegen weniger fetter Mahlzeiten, und auch die Zuckerkranken fühlten sich besser. Hingegen war die Tuberkulose (Tbc) ein grosses Problem. Es bestand eine besondere Tbc-Kommission, die sich der Patienten und ihrer Familien annehmen musste, da die Krankenkassen diese Patienten nicht voll übernehmen konnten, oder sie waren schon ausgesteuert. Auffallend viele Kinder erkrankten;

auch Drüsen-Tbc, besonders bei Kindern, war häufig wegen der Tbc-verseuchten Milch unserer Kühe (Kuh-Tbc ist ein anderer Stamm als die Lungen-Tbc beim Menschen). Die Kosten im Sanatorium betragen für Leute, die seit einem Jahr im Kanton Zürich wohnten, zwischen 7–8 Franken, grosse Operationen und Eingriffe wurden aber besonders verrechnet, aber dafür war die Leibwäsche inbegriffen. Die Beiträge der Tbc-Kommission, die ihr Geld durch Sammlung in der Gemeinde durch einen Einzüger beschaffen musste, schwankten zwischen 1–2 Franken pro Tag. Dazu kam eventuell, falls nötig, noch ein Zuschuss durch die kantonale Tuberkulose-Kommission. Die niedrigste Unterstützung war einmal 20 Rappen! Es ist aber zu bedenken, dass der Lohn eines Arbeiters im Monat ca. 300 Franken betrug, also 10 Franken im Tag. Die Kuren dauerten meist Monate bis ein Jahr oder noch länger. Auch Billette für die Fahrt ins Sanatorium und eventuelle Besuche von Angehörigen konnten verbilligt bezogen werden, aber nach einer Weisung nur der direkte Weg. In einem Schreiben wurde besonders vor Missbrauch gewarnt. Die Tbc-Situation wurde erst in den fünfziger Jahren durch die Antibiotika gegen Tuberkulose besser.

Eine andere, uns Ärzte belastende Krankheit war die Poliomyelitis (Kinderlähmung), besonders, da auch andere, nicht gefährliche Krankheiten am Anfang ähnliche Symptome zeigten (Nackensteife). Sollte man den Angehörigen den Verdacht schon mitteilen mit dem damit verbundenen grossen Schreck oder erst bei sicherer Diagnose?

Häufig und lästig, aber nicht gefährlich waren die vielen Frostbeulen, da die Kriegswinter besonders kalt waren.

## Militärdienst schafft zusätzliche Probleme

Für mich hilfreich war eine Patientin, eine Walliserin aus einer neunköpfigen Familie. Sie hatte nicht das nötige Geld, die Fleischmarken einzulösen, und schenkte mir solche. Als Gegenleistung konnten wir ihr Brotmarken abtreten, da wir wegen Schwangerschaft meiner Frau und kleinen Kindern Zusatzmarken erhielten.

In Küsnacht hatten wir dort, wo heute das Feuerwehrgebäude steht, eine Sanitäts-Hilfsstelle, die besonders mein Vater und Dr. von Schulthess betreuten. Und der Samariterverein hatte eine grosse Bedeutung. Es wurde auch eine Evakuierung der Bevölkerung über den See ans linke Ufer vorbereitet.

Meine Frau, auch Ärztin, konnte mich nur teilweise in der Praxis ersetzen, wenn ich im Militärdienst war. Sie war am Kantonsspital Assistentin und musste dort weiterarbeiten. Während der Ablösungsdienste, ich war in der Festung Sargans eingeteilt, hatte ich einmal in der Woche einen halben Tag Urlaub von 11 Uhr morgens an, musste aber abends wieder einrücken. In dieser Zeit musste ich eine sehr grosse Zahl von Patienten behandeln. Für ein persönliches Gespräch mit meiner Frau reichte nur die Zeit auf dem Weg zum Bahnhof.

Ein Ambulanzdienst in der Gemeinde existierte nicht. Man musste das Auto vom Kreisspital Männedorf kommen lassen, was natürlich doch lange dauerte und besonders bei Unfällen unangenehm war.

## Das gestohlene Arztköfferchen

Eines Morgens fehlte in meinem Auto mein Köfferchen. Wo hatte ich es nur stehen lassen? Telefonanrufe an meine Patienten von den Besuchen am Vortag waren erfolglos. Ich kam in grosse Aufregung. Wie sollte ich meine Spritzen, meinen Blutdruck-Apparat, meine Instrumente ersetzen, fast unmöglich! Da – ein Telefon der Polizei in Zürich mit der Frage, ob ich etwas vermisste? Und ob ich etwas vermisste! Ich könne das Köfferchen bei der Polizei abholen, es sei noch vollständig. Es war mir bei einer Sitzung am Abend im Kantonsspital gestohlen worden. Der Dieb hatte es dann, da es für ihn wertlos war, weggeworfen, und ein Polizist fand es im Schnee liegen. So froh war ich noch nie über ein Telefon der Polizei! Es war trotz allen Schwierigkeiten eine positive Zeit.

Rolf Stahel